

(aus: SAP-Zeitung Nr. 26, Oktober 2014)

**Michael SCHRECKEIS**

## **Krv nije voda – Blut ist kein Wasser**

### **Erfahrungen in der Arbeit mit kriegstraumatisierten Tätern**

**(Vortrag im SAP am 7. Oktober 2014)**

Ich habe viele Jahre Erfahrung in der Arbeit mit Opfern der Kriege des ehemaligen Jugoslawien. Mit ihnen zu arbeiten ist mir vertraut. Wir wissen viel darüber, was Traumata bei Opfern anrichten, wie diese verarbeitet, verdrängt oder nicht verkraftet werden können. Wenig wissen wir über die Bedingungen, die es möglich machen, dass der Mensch seinesgleichen Böses zufügt und welche Folgen das letztlich bei den Tätern hat. Wir wissen nur wenig darüber, wie Täter ausgeübte Gewalt verarbeiten bzw. am Nicht-Verarbeitbaren leiden.

Der Blick auf Täter blieb mir lange verwehrt, wenige nur fanden den Weg in meine Praxis. Mit zwei von ihnen kam meinerseits keine Therapievereinbarung zustande, zu groß waren meine eigenen Widerstände in Gestalt von Ekel vor der Gewalt, solidarische Gefühle mit anderen PatientInnen (meist Opfern) oder Beschämung über die eigene Neugier. Ein Bündel von nicht kontrollierbaren Gegenübertragungen war lange Zeit ein Hindernis, mich auf eine längerfristige Arbeit mit Tätern einzulassen.

Das Verständnis für Opfer ist leichter zu ertragen als der Blick in die Abgründe von Gewalt. Dies zu wagen erfordert die Auseinandersetzung mit

dem Faszinosum der Aggression, es erfordert die Auseinandersetzung mit der eigenen Verführbarkeit durch die Lust am „Exotischen“, das nach Freud so exotisch nicht ist, betrifft mich doch das „Unheimliche“ zutiefst als etwas „Heimeliges“, als etwas zutiefst Bekanntes und Vertrautes.

Einige Patienten mit „Täter-Hintergrund“, mit denen ich über längere Zeit hindurch arbeitete, reagierten auf meine anfänglichen Widerstände, indem sie ihre kriegerische Vergangenheit bei den ersten Kontakten zwar nicht verschwiegen, aber nur – wie nebenbei – streiften, manchmal lediglich in der beiläufigen Nennung von Orten, an denen sie – zufällig - gewesen waren. Ohne Kenntnisse von Geschichte und Geographie blieben diese Orte - und die damit verbundenen Ereignisse - wohl ohne Bedeutung. Trotz dieser Kenntnisse, die mir gewisse Zusammenhänge eröffnen (mussten!) war es auch für mich schwierig, sich der Vergangenheit zu stellen. Erst nach vielen Stunden bzw. nach mehreren Monaten Therapie war es möglich, über die schrecklichen Erfahrungen zu sprechen.

*Die Widerstände, sich mit Untaten zu befassen sind groß, nicht nur beim Täter, auch beim Therapeuten. Auch ich, als Therapeut, wagte mich lange nicht an das Thema. Zu tief war der Abgrund, zu tief die Scham, zu groß der Ekel und die Solidarität mit den Opfern.*

Auch bei Herrn Momak – so nenne ich ihn – dauerte es lange, bis die Leiden, wegen derer er meine Praxis aufsuchte, biografisch eingeordnet werden konnten. Seine Geschichte, widersprüchlich erzählt von Körper und Seele, stehen im Mittelpunkt meiner Überlegungen. Es sind Reflexionen über (Um-) Wege, Erlebtes zur Sprache zu bringen bzw. der Sprachlosigkeit Raum zu geben.

Mit diesem Patienten arbeitete ich sechs Jahre lang, etwa 300 Stunden. Ich begann dreistündig, dann mussten wir auf Grund der

Krankenkassenfinanzierung auf zwei, zuletzt auf eine Stunde pro Woche reduzieren. Herr Momak war ein 16jähriger Schüler, als die nationalen Spannungen in Bosnien eskalierten. Es war eine aufgeheizte Stimmung. Über Jahrzehnte verbotene nationale Lieder wurden wieder gesungen, an die Toten des Zweiten Weltkrieges erinnert, nationale Symbole und Ideale waren auf einmal wieder populär. Nach der Schule traf man sich zu Wehrübungen und als der Krieg begann, war Herr Momak bereits Mitglied einer paramilitärischen Einheit. Sechs Jahre dauerte für ihn insgesamt der Krieg, die letzten Jahre als hoch dekoriertes Mitglied einer Eliteeinheit. Das bedeutete ein Leben im 10-er Rhythmus: zehn Tage Kampf an vorderster Front an fast allen Kriegsschauplätzen Bosniens, manchmal in der Verteidigung, manchmal im Angriff, dazwischen zehn Tagen Erholung in einer schummrigen, zwielichtigen Atmosphäre von Alkohol, Drogen und Prostitution. Die Kampfhandlungen erlebte er, so seine Worte, wie ein „Feuerwerk zu Sylvester“. Die dazugehörigen Affekte waren abgespalten.

Sie sollten Jahre später an unvermuteter Stelle im Alltag auftauchen. Nach dem Krieg nach Österreich verheiratet, arbeitete er als Baustellencassier, als šljakar - Hackler – würden wir sagen. Zuhause als Nationalheld gefeiert ist er nun auf einer tiefen Stufe der sozialen Anerkennungsleiter angelangt. Er ist ein Niemand auf den Baustellen Österreichs. Das illustriert er in einer für ihn typischen Alltagsszene am Bau: „Niemand da!“ ruft ein Handwerker, der den österreichischen Polier sucht. Die anwesenden Arbeiter, die gerade die Wände verspachteln, sind für den Handwerker nicht existent. Nicht einmal begrüßt werden sie. „Wie Vieh“, sagt er, das ja auch nicht begrüßt wird, wenn der Bauer den Stall betritt. So kommt er sich vor. Auf diesem Hintergrund einer „Entmenschlichung“, der Missachtung seines „Mensch-Seins“ - so interpretierten wir es später - begannen die Symptome.

Unspezifische Angstzustände, Druck im Kopf - Herr Momak verliert die

Konzentration und glaubt, seine Gliedmaßen nicht mehr kontrollieren zu können. Er muss sich auf den Boden legen und wird in die Psychiatrie gebracht. Dort verbringt er mehrmals einige Monate mit unterschiedlichen Diagnosen wie dissoziative Störung, Somatisierungsstörung, anhaltende somatoforme Schmerzstörung, schwere Panikstörung und zuletzt mit der Diagnose einer unspezifischen Psychose. Zwischen den stationären Aufenthalten ist er zu Hause, mittlerweile seit mehreren Jahren in Invaliditätspension, kaum 30-jährig. Er kann nicht alleine sein. Aus diesem Grund kann seine Frau nur stundenweise arbeiten, da er immer jemanden um sich braucht. Immer wieder verspürt er auch Suizidimpulse, die der Patient lediglich aus Verantwortungsgefühl seiner Familie gegenüber, seiner Frau und seinen drei Kindern, nicht in die Tat umsetzt.

Als Auslöser werden zu Beginn scheinbar banale Konflikte am Arbeitsplatz benannt. So war ein ungerechter, unberechenbarer, launiger Vorarbeiter, der aggressiv und lautstark seine Untergebenen verbal zu attackieren wusste, bei seiner ersten Dekompensation der unmittelbare Auslöser gewesen. Er musste sich auf das Gerüst, auf dem er gerade arbeitete, legen und wurde von der Rettung in eine psychiatrische Klinik gebracht. Erst dort fühlte er sich sicher und verbrachte einige Monate dort. Auch nach seiner Entlassung litt er an den beschriebenen Symptomen und konnte nicht mehr alleine sein. Immer mussten seine Frau und seine Kinder um ihn sein. Waren Einkäufe zu erledigen, sprangen Nachbarinnen ein.

*Der Täter als Opfer: Täter-Anteile können noch schwerer als Opfer-Anteile thematisiert und verbalisiert werden. Sie tauchen erst in einer späteren Therapiephase als explizite Themen auf. Implizit (sprachlos) sind sie als isolierte körperliche Phänomene wie Schmerzen, isolierte psychische Fragmente wie Alpträume, Dissoziationen oder Impulse präsent.*

In den ersten Therapiestunden standen ausschließlich körperliche Symptome im Vordergrund, wie wenn Körper und Seele voneinander getrennt wären. Herr Momak klagte unentwegt über Symptome wie einen unaushaltbaren Druck im Kopf, Kopfschmerzen, Schwindel, Schwäche (er musste sich häufig auf den Boden legen) und Konzentrationsunfähigkeit. Es gab lange - im Unterschied zu Therapien mit Opfern – keine Hinweise auf Intrusionen, flashbacks, keine Inhalte, die auf erlebte Traumata Rückschlüsse geben konnten. Mit niemandem kann er über seine Erfahrungen sprechen, nicht einmal seine Frau weiß Genaueres über seine Vergangenheit im Krieg. In seinem Wohnviertel wohnt ein Österreicher, der als Söldner in derselben Einheit gedient hat. Ihn sieht er gelegentlich auf der Straße. Sie haben Blickkontakt, haben aber noch nie ein Wort miteinander gewechselt. Sie teilen miteinander Sprachlosigkeit und Scham. Die Möglichkeit der individuellen Verarbeitung, die üblicherweise in Veteranengruppen im gemeinsamen Gespräch geschieht und gruppentherapeutischen Effekten ähnelt, ist ihnen verwehrt.

In der Therapie zeigten sich erste Veränderungen. Die körperlichen Symptome wurden milder, die Anlässe „sprechender“. Die körperlichen Symptome verknüpften sich mit dazugehörigen Assoziationen, Anlässen, Erinnerungen oder Auslöser, sie „konnten uns etwas sagen“. Die panikartigen Attacken, begleitet von rätselhaften körperlichen Symptomen, treten bei Anlässen auf, die assoziative Brücken zu Themen wie Tod und Gewalt aufweisen. Einmal sieht er ein aus der Nase blutendes Kind, ein andermal einen auf einer Rolltreppe sterbenden Hund, als eine Panikattacke auftritt. Es dürfen keine Küchenmesser, Hammer oder andere gefährliche Gegenstände, die man als Waffen gebrauchen könnte, in seinem Haushalt vorhanden sein. Er vernimmt Impulse, die ihm befehlen: „Du musst töten!“ Einmal lässt er - um seine Familie zu schützen – sich ins Krankenhaus einliefern, als er aggressive innere Impulse vernimmt, als er mit dem Hammer in der Hand einen Nagel in die Wand schlägt, um ein Bild aufzuhängen. In

der psychiatrischen Klinik wurde dies als „Stimmenhören“ interpretiert und der Patient mit der Diagnose einer „unspezifischen Psychose“ etikettiert. Ich sehe es eher als Dissoziationsphänomen.

Dissoziation bedeutet Trennung, Auflösung und ist somit das Gegenteil von Assoziation, d.h. Verbindung, Verknüpfung. Sie ist eine häufige Reaktion auf traumatische Erfahrungen. Das Bewusstsein schützt sich so vor unerträglichen Gefühlen, Körperwahrnehmungen und Erinnerungen, die in der traumatischen Situation unerträglich gewesen waren. So passend dieser Schutzmechanismus angesichts des Traumas ist, so ist er später im Rahmen der PTBS zum störenden Symptom geworden. Dissoziationen treten sowohl als zu intensive, isolierte Wahrnehmungen auf als auch als fehlende Reaktionen im Sinne von Abgestumpftheit und Taubheit. Es handelt sich weniger um unbewusste als um abgespaltene Teile von Erinnerungsfragmenten. Oft sind sie auch als Körpererfahrungen, als sogenannte „embodied memories“ gespeichert.

Die ersten Erinnerungen an den Krieg wurden vorerst nur indirekt thematisiert, z.B. mittels der Erzählung von einem Arbeitskollegen, der seine eigenen Kollegen ausbeutete. Es handelte sich um einen Vorgesetzten in seiner Baufirma, der Selbständigen Subaufträge vermittelte und sich dann am Abend fünf Prozent des Auftragswertes im Kuvert überbringen lies. Die Assoziationsbrücke war das Stichwort „Ungerechtigkeit“. Über dieses kommt er auf die Ungerechtigkeiten von Kriegsgewinnlern und Politikern zu sprechen. So sichern er selbst und seine Kameraden die Front, in der Nacht werden aber ganze Tanklastzüge an den Feind verkauft. Unter großen Opfern werden Geländegewinne erzielt, die am Tag darauf wegen politischer Absprachen wieder dem Feind überlassen werden. Er musste seinen Kopf riskieren, während andere Geschäfte machen. Sein Nationalismus wankt, seine nationalen Ziele beginnt er zu hinterfragen. Langsam tauchen

erschreckende Szenen aus der Vergangenheit auf und werden auch besprechbar. Traumatisierende Szenen werden zuerst relativ zusammenhanglos memoriert, z.B. der Moment, als er den ersten gefallenen Kameraden aus der Nähe betrachtete. Oder als einer seiner Kollegen im Gespräch ankündigte, er werde sich umbringen. Ohne sich ernsthaft darüber Gedanken zu machen, wurde diesem von seinen Kollegen gesagt, er solle sich halt umbringen. Dieser setzte dies dann in Gegenwart und zum Erschrecken aller sofort in die Tat um. Wie Puzzleteilchen kommen so im Laufe der Psychotherapie Gefühle zur Sprache, die damals während des Krieges abgespalten waren: Er spricht über die Angst im Schützengraben, als er das Kampfgeheul einer angreifenden Übermacht hört. Er denkt an die häufige Teilnahme bei Beerdigungen von Kameraden, denn etwa ein Drittel seiner Einheit hat die Kampfeinsätze nicht überlebt, und er erinnert sich an die plötzliche Konfrontation mit dem Tod bei Aktionen als Diversant im Feindesland. Will man den Therapieverlauf in mehrere Phasen einteilen, folgt nach der Phase von körperlichen Symptomen im Zentrum eine Phase, in der Schritt für Schritt die Themen Schuld und Scham eingeführt werden. Die Geschichte kann langsam erzählt werden.

*Schuldgefühle tauchen maskiert auf.*

*„Man schämt sich und kehrt zu den Menschen zurück.“ (Fjodor M. Dostojewski in: Schuld und Sühne)*

Selten, fast nie kann er sein schlechtes Gewissen thematisieren. Dennoch gehe ich davon aus, dass Schuld und Scham zentral sind. Das zeigt sich z.B. in Gesprächen über die Sinnlosigkeit des Krieges, manchmal deutet er es offen an, wenn er über die Teilnahme beim Sprengen von verlassenen Häusern spricht, ganz selten erwähnt er die Scham wegen der Kriegsverbrechen seiner Einheit – wobei er explizit stets betont, selbst daran nicht teilgenommen zu haben. Stets ist er bemüht, sich selbst zu entlasten.

Die Maskierung der Schuldgefühle ist uns PsychoanalytikerInnen vertraut, daran erkennbar, dass Herr Mumak zwar von Schuldgefühlen spricht, aber indirekt, verschoben, über den Umweg eines anderen Zusammenhanges, der vordergründig das „Wesentliche“ verbirgt.

So wird z.B. seine Scham Thema, als er von einem stationären Aufenthalt in einer psychosomatischen Spezialklinik berichtet. Dort gibt es eine Traumagruppe für serbokroatisch sprechende PatientInnen. Eine Patientin berichtet, wie mehrere ihr nahe stehende Verwandte ermordet wurden. Er kennt den Namen des Dorfes, die Lage des Weilers, die einzelnen Häuser tauchen in seiner Erinnerung auf. Er selbst sei zwar bei diesem Massaker nicht dabei gewesen, der Zufall hatte Regie geführt, er muss gerade frei gehabt haben. Seine Einheit ermordete dort einige Familien. Er muss in der Gruppe schweigen, äußert die Angst, dass seine Einheit sonst nach Den Haag, vor das Kriegsverbrechertribunal müsste. Sein Leiden muss stumm bleiben. Das Unausprechliche verschweigen zu müssen ist sein Schicksal. Auch unter Freunden bleibt er sprachlos, denn sein Freundeskreis in Salzburg setzt sich aus Menschen früherer Kriegsgegner zusammen. Hier ist das Völkergemisch längst wieder Normalität. Mehrere Jahre seiner Vergangenheit müssen verschwiegen bleiben. Dennoch kommt die Last der Vergangenheit zum unbeabsichtigten Zeitpunkt dann doch - in oft rätselhafter Weise - zum Ausdruck ‚Körper und Seele müssen sich Gehör verschaffen, müssen ihre Geschichte der Traumatisierung erzählen.

*Erich Maria Remarque legt in „Im Westen nichts Neues“ seinem Protagonisten Paul Bäumer auf seinem letzten Fronturlaub die Worte in den Mund:*

*„Ich begreife, dass er nicht weiß, dass so etwas nicht erzählt werden kann, und ich möchte ihm auch gern den Gefallen tun; aber es ist eine Gefahr für mich, wenn ich diese Dinge in Worte bringe, ich habe Scheu,*

*dass sie dann riesenhaft werden und sich nicht mehr bewältigen lassen. Wo blieben wir, wenn uns alles ganz klar würde, was da draußen vorgeht.“*

Ein weiteres Detail weist ebenfalls auf Scham hin: In die Psychotherapiestunden wurde er in den ersten Monaten von seiner Frau gebracht und von ihr auch wieder abgeholt. Das Benützen von öffentlichen Verkehrsmitteln war nämlich undenkbar, er hätte es nicht ertragen, von anderen gesehen zu werden. Dieses Nicht-Gesehen-Werden-Können interpretierten wir als ein Anzeichen für Scham. Ähnliches ereignete sich beim Kirchengang. Beim Hinaufsteigen der Kirchentreppe von vielen gesehen zu werden, löste in ihm Schwindel aus. Als wir so eine Szene analysierten, erinnerte er sich an ein Ereignis während des Krieges. Ein Priester hatte ihn in einer Predigt als schlechtes Beispiel erwähnt, weil er ihn beim Fluchen beobachtet hatte. Ein Auto, das er gerade fertig gewaschen hatte, (auch Schuld wäscht man ab), wurde durch eine Granate zerstört, was sein Fluchen ausgelöst hatte.

Schuld und Scham wurden so in zahlreichen einzelnen Szenen immer wieder zum Thema. Zentrales Thema wurde es, als er die Beziehungen zu seinen Eltern, insbesondere die zu seiner Mutter, intensiv und ausführlich behandelte. Die Bindung zur Mutter beschreibt er als brüchig. Er sei ein sehr unsicherer und schüchterner Bub gewesen. Die Mutter habe viel in der Landwirtschaft gearbeitet und die Kinder seien sich selbst überlassen gewesen. Das schwierige Verhältnis zur Mutter drückt sich in einer - ich würde es „Deck-Geschichte“ nennen - aus, die Herrn Momak für viele Jahre maßgeblich geprägt hat und die er in dieser Therapiephase als Kern seiner psychischen Schwierigkeiten thematisiert. Als er als Sechzehnjähriger bei Kriegsbeginn Angehöriger einer paramilitärischen Einheit gewesen war, hatten feindliche Truppen ihr Dorf handstreichartig besetzt. Seine Mutter

hatte gerade Kühe gehütet und wurde gefangen genommen. Er war mit seiner Einheit am anderen Ende des Tales gewesen und konnte dies nicht verhindern. Als seine Mutter nach wenigen Monaten eingetauscht wurde und somit frei kam, erzählte sie im Verwandten- und Bekanntenkreis immer wieder, dass ihr Sohn schuld gewesen sei, weil er sie nicht beschützt hatte. Wenn auch nur der Name des Dorfes, in dem seine Mutter gefangen gehalten wurde, erwähnt wurde, bekam Herr Momak ein schlechtes Gewissen. Der Vorwurf der Mutter hat in ihm etwas berührt, es traf ihn ins Mark, denn er fühlte sich selbst insgeheim als Feigling, innerlich schwach und schuldig. Der Name des Ortes, in dem seine Mutter inhaftiert gewesen war, wurde zu seinem inneren Synonym für Schande. Er brauchte den Namen dieses Ortes nur zu hören oder dessen vier Buchstaben zu lesen, schon tauchten schlechte Gedanken und Schuldgefühle in ihm auf. Einige Monate später wollte er, von starken Selbstzweifeln gequält, mit einer Handgranate seinem Leben ein Ende setzen. Wie durch ein Wunder – den Auslöser hatte er schon entfernt – explodierte diese jedoch nicht. Der Suizidversuch wegen der mütterlichen Vorwürfe scheiterte glücklicherweise durch das Nicht-Explodieren der bereits entsicherten Handgranate.

Diese Erzählung einer Schuld nahm viel Raum und war wohl leichter zu thematisieren als die Tatsache von Kriegsverbrechen, Gewalt und Tod. Es schien mir, als ob die neurotische Schuld seiner Mutter gegenüber - er hätte seine Einheit ja gar nicht verlassen können und was hätte er mit einem Gewehr bewaffnet gegen einen übermächtigen Gegner schon ausrichten können - leichter zu ertragen und zu besprechen war als die „Realschuld“ . Sie musste noch verdeckt bleiben und konnte erst in einer späteren Therapiephase thematisiert werden.

*„Krv nije Voda“ - „Blut ist keine Wasser“*

*Diese in Jugoslawien häufig gebrauchte Floskel spielt auf die*

*Bedeutung nationaler Zugehörigkeit an, illustriert aber auch gut meine Hauptthese: Es gibt einen Unterschied zwischen neurotischer und realer Schuld.*

In der therapeutischen Arbeit ist diese Unterscheidung wohl eine gewagte, geht es doch um die „Welt der inneren Bilder“, als die zu bearbeitende therapeutische Realität. So sind auch neurotische Schuldgefühle Gegenstand therapeutischer Arbeit, wenn auch schwer veränderbar. Dennoch legt die Arbeit mit Tätern, die Realität des real vergossenen Blutes, einen anderen Zugang nahe. Ich finde hier Zuflucht bei Immanuel Kant und den Ausführungen vom Unterschied von den hundert gedachten und den hundert realen Talern, in dem er andeutet, dass sich die Wirklichkeit nicht ganz durch Begriffe einfangen lässt, auch wenn in unserem Denken hundert gedachte Taler dasselbe sind wie hundert am Tisch liegende.

Im ehemaligen Jugoslawien war der Satz „krv nije voda“ – „Blut ist kein Wasser“ eine häufig gebrauchte Floskel. Der Sprecher wollte die Bedeutung der nationalen Zugehörigkeit unterstreichen. Blut ist etwas ganz Besonderes, etwas Wertvolles. Es ist nicht Wasser, von dem wir eh genug haben, das einfach so vergossen werden kann, durchsichtig ist, schnell verdunstet und überall gleich ist, nämlich aus zwei Teilen Wasser und einem Teil Sauerstoff besteht. Nein, Blut – die nationale Zugehörigkeit – ist etwas ganz Anderes: etwas Dickflüssiges, Gewichtiges, der Lebenssaft. Auch wenn die hämatologischen Erkenntnisse dabei ignoriert werden, nimmt der Sprecher an, dass kroatisch-katholisches, serbisch-orthodoxes oder bosnisch-muslimisches Blut etwas unterschiedliches, wesensmäßig ganz Anderes ist.

Ich verwende diesen oft gehörten Ausspruch für den meiner Ansicht nach viel zutreffenderen Kontext, nämlich für die psychotherapeutische Arbeit mit Tätern. Vergossenes Blut trocknet, verschwindet nicht so einfach und rückstandslos wie vergossenes Wasser. Menschen, die mitbeteiligt am Tod

anderer geworden sind, müssen sich zwangsläufig mit dem Thema Schuld auseinandersetzen, sofern sie ein Minimum an Über-Ich und Schuldfähigkeit besitzen, auch wenn Verbalisierung ein wohl seltener Weg ist.

Mir ist schon bei einigen KlientInnen, die tödliche Unfälle verursacht hatten, aufgefallen, wie schwer es war, darüber zu sprechen. Mir scheint, dass diese „Real-Schuld“ in besonderer Weise verdrängt werden muss. Wenn das Verdrängte dann ins Bewusstsein drängt, dann geschieht dies - durch die Massivität der Abwehr - an ganz unerwarteten Stellen, in ganz besonders verstellter Weise, aber mit ganz besonderer Intensität. Im ehemaligen Jugoslawien wird besonders viel Alkohol eingesetzt, um diese Verdrängung zu erleichtern. Anfänglich oder besser gesagt kurzzeitig, scheint das Über-Ich, das die Schuldgefühle produziert, eine innere Instanz zu sein, die in Alkohol löslich ist, allerdings ohne langfristige, nachhaltige Erfolge. Mir stehen als Therapeut nur Einzelpersonen als „Momentaufnahmen“ zur Verfügung. Ich glaube aber, dass man diese Erkenntnis verallgemeinern kann. Auch mein Klient war Alkoholiker. Er meint, dass die Hälfte seiner Kollegen von Alkohol abhängig ist. Viele leiden an anderen psychischen Krankheiten. Fast keiner konnte sein Leben auf die Reihe bringen, d.h. normal arbeiten und ein normales Familienleben führen. Man kann es folgendermaßen zusammenfassen: Wer nicht gefallen ist, also durch Feindeshand gestorben ist, muss später selbst sein Leben zerstören: Durch Alkohol, psychische Krankheiten – oft Psychosen -, Gewalt oder den Suizid.

*Die „prosozialen Tendenzen“ im Menschen sind stärker als die aggressiven.*

Erst durch eine ganze Reihe von Faktoren werden diese sozialen Tendenzen geschwächt und die Destruktivität, die ebenfalls vorhandenen aggressiven Tendenzen, können zum Durchbruch gelangen. Von Klaus Ottomeyer ist mir aus seinem Buch über Jörg Haider der Satz in Erinnerung, dass die Mauern

(des Über-Ichs) erst „sturmareif“ geschossen werden müssen, um Gewalt und Krieg zu ermöglichen. Dazu fielen mir bei Herrn Momak besonders folgende Faktoren auf:

*Die Entmenschlichung:*

Die Propaganda nimmt dem Gegner das menschliche Antlitz. Die bosnischen Muslime werden von ihren serbischen Gegnern als „Rotz“, „Nasendreck – balije“ bezeichnet, Serben werden als bärtige Tschetniks wie Tiere, Gorillas ähnelnd, dargestellt, die Nicht-Serben vom Serbenführer Radovan Karadic in einem Gedicht als auszulöschendes Ungeziefer bezeichnet. Bei Herrn Momak habe ich als Beispiel die Auslösesituation der Missachtung seines Mensch-Seins geschildert.

*Die Sozialisierung der Schuld:*

Nicht ein Einzelner ist schuld, sondern die Gruppe. Herr Momak ist überzeugt, er selbst habe nie getötet. Ich weiß nicht, ob es stimmt, aber mir wurde von einem Propagandaoffizier aus dem Zweiten Weltkrieg in Jugoslawien berichtet, dass bei Geislerschießungen von zehn Gewehren nur neun geladen waren, so dass jeder einzelne die Möglichkeit hatte zu glauben, er habe bei der Exekution das ungeladene Gewehr in Händen und sei so kein Mörder. Ähnliches berichtet Herr Momak: Er hatte mit seiner Einheit handstreichartig sein eigenes Dorf rückerobert. Etwa zwanzig gleichaltrige junge Burschen waren dabei, gefällte Baumstämme zu schälen, als sie kampflös ohne Gegenwehr ihnen in die Hände fielen. Die Exekution führten einige Freiwillige seiner Einheit durch. Das hätten diejenige erledigt, die dies sogar gern getan hätten, z.B. weil sie eigene Angehörige verloren hatten.

*Distanzierung durch Aufgabenteilung:*

Greuel lassen sich laut den Berichten von Herrn Momak nur durch Aufgabenteilung begehen. Die Leichen räumen stets andere Einheiten weg, von dieser Arbeit wurden sie als Angehörige einer Eliteeinheit bewusst verschont. Sie zogen stets sofort weiter. Die Eliteeinheit kommt nur zu Kämpfen und ist dann gleich wieder weg. Die Folgen des eigenen Tuns zu beseitigen wäre nicht ertragbar.

*Distanzierung durch Technisierung:*

Den Toten darf nicht in die Augen gesehen werden. Herr Momak hat stets betont, dass er selbst eigenhändig niemanden getötet hat, im Gegensatz zu seinen Kameraden, die sehr wohl nicht nur getötet, sondern auch Ohren und Nasen abgeschnitten haben. Selbst habe er nur aus der Ferne getötet. Mit der Panzerabwehrkanone habe er etwa ein Dutzend feindliche Panzer außer Gefecht gesetzt. Ich ließ mir ausrechnen, wie viele Gegner dabei ums Leben gekommen sein müssen. Es waren fast hundert. Nicht nur Verletzte und Tote, auch lebende Gegner soll man nicht sehen.

Diese Faktoren sind äußere, allgemeine, sie ebnen den Weg zu gewaltvollem Handeln ohne sich als schuldhaftes Subjekt erleben zu müssen. Dazu kommen auch noch innere, jeweils ganz persönliche. Ich lasse Sadismus, Rachebedürfnisse, die oft genannt werden, aus. Herr Momak konnte seinen persönlichen Anteile gut selbst beschreiben:

*Die Wiederholung von erlebten Mustern:*

Die im Kampf rasenden Soldaten erinnern ihn an den häufig unter Alkoholeinfluss randalierenden, mit Flaschen werfenden,

heimkommenden Vater, der – selbstbezogen - viel Geld verspielt hatte und sich nicht oder kaum um die materielle Situation seiner Familie gekümmert hatte. Herr Momak berichtete, dass er als Kind sich in der Schule wegen seiner schlechten Kleidung geschämt hatte.

Aus der Anamnese des Patienten ist anzuführen, dass er eine Kindheit hatte, die durch zahlreiche Entbehrungen geprägt war. Insbesondere die fehlende Liebe der Mutter und das unberechenbar aggressive Auftreten des Vaters waren schon damals eine Belastung. Von seinem Vater, der als Gastarbeiter überwiegend abwesend gewesen war, berichtet er, dass er – wenn er nach Hause gekommen war – viel getrunken habe, im alkoholisierten Zustand seine Frau und die Kinder mitten in der Nacht aus den Bett geholt habe, sie geschlagen habe und mit Flaschen um sich geworfen habe. Es ist schwer vorstellbar, wie der kleine Bub gelernt haben soll, wie er mit seinen Aggressionen und seiner Wut umgehen hätte sollen. Auch eine Triangulierung und somit Loslösung von der Mutter wurde dadurch sicherlich erschwert.

#### *Selbstwertstabilisierung:*

Wer sich selbst als ängstlich und schwach fühlt, - Herr Momak bezeichnete sich wiederholt als Feigling – ist anfällig durch narzisstische Aufwertung durch Äußerlichkeiten wie Uniformen und das Tragen und Benützen von Waffen. Waffen, Uniform und vor allem die Gemeinschaft mit den Kameraden stabilisierten sein Selbstwertgefühl. Die Welt des Krieges beschreibt er wie eine Kunstwelt, fast wie unwirklich und im Kontrast zu seiner zivilen Existenz. Es hat ihnen nie an Geld gefehlt. Es waren Jahre, die geprägt waren von Alkoholexzessen, Prostituierten und „Heldentaten“. Seine inneren Schwachheits- und Ohnmachtsgefühle scheinen in idealer Weise abgewehrt gewesen zu sein

*„Herr über Leben und Tod zu sein“ ist eine auf den Kopf gestellte,*

*umgekehrte Kastrationsangst.*

In den Kriegen des ehemaligen Jugoslawiens geschah das Töten noch weitgehend außerhalb der Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit. Heute, bei der Zurschaustellung von Enthauptungen durch Dschihadisten, ist durch die Verbreitung im Internet mit der höchstmöglichen Sichtbarmachung die narzisstische Komponente offensichtlich. Der Mechanismus ist jedoch derselbe: Herr über Leben und Tod zu sein ist die Umkehrung ins Gegenteil: Vollbracht von ohnmächtigen, zukunftslosen und marginalisierten Existenzen, die ein Leben bestenfalls nach dem Tod zu erwarten haben.

*(K-)ein Leben nach dem Töten*

Gewalt schädigt auch den, der sie ausübt. Eine Therapie mit Tätern muss sich dieser banalen Erkenntnis stellen und Fragen nach Ausblicken, Heilung oder gar Lösung neu stellen.

Der Prozess der Therapie mit Herrn Momak ist gekennzeichnet von drei Aspekten:

- Benennung des Geschehenen
- Zeugenschaft
- Versuch einer Re-Integration

Und mein Ekel? Meine Abscheu? Mein Grauen? Was ist passiert, dass trotz meines Grauens und meiner anfänglichen Widerstände dennoch für sechs Jahre eine Therapie zustande kam, was ist in dieser Therapie zwischen uns geschehen?

Er war zu Beginn in meiner Gegenübertragung ein pffiffiger, knödeliger Bub, der meine Widerstände überlisten konnte. Und ich fühlte mich wie ein großer Bruder oder ein etwas älterer gewährender Onkel, noch nichts ahnend, mit welchen Themen wir uns in der Folge beschäftigen mussten. Mit den Jahren

hat sich, verstärkt durch seine zunehmende Religiösität, eher das Bild eines säkularen Beichtvaters aufgedrängt. Im Bild des Beichtvaters schwingt beides mit, das Strafbedürfnis im beharrlichen, unangenehmen Benennen des Geschehenen, die verweigerte Absolution also und gleichzeitig das Annehmen sowohl des Geschehenen, als auch der Person. Eine meiner Aufgaben während der ersten Jahre war es, beharrlich nicht weg zu schauen und immer wieder die Geschehnisse des Krieges als Ursache seiner Leiden zu benennen. Dies ganz im Gegensatz sowohl meines Klienten als der anderen Behandler, die – das ist meine Gewissheit – kollektiv den Krieg in den Diagnosen ignorierten. Dies vielleicht auch aus guten Gründen, denn bewältigen kann man Untaten nicht, denn in der Psyche verbleiben diese als „Untote“. In vielen Monaten bearbeiteten wir verschiedene Szenen wie Splitter, die nachträglich wieder zusammengefügt werden wollten. Wie bei den Gerechtigkeitskommissionen in Afrika, in denen gesagt werden muss, was alles getan wurde und in denen das Unrecht benannt wird, ohne dass es zu einer Rache, Strafe oder Wiedergutmachung kommen wird.

Ein Stück kann damit die Ent-Menschlichung rückgängig gemacht werden. In der Therapie verläuft der umgekehrte Vorgang der Dissoziation, zeitlich sehr langsam, zu einer Annahme und Re-Integration. Zuerst wird über etwas Ausgespartes wieder gesprochen, dann werden Sprache und Gefühle wieder verbunden. All das manifestiert sich langsam in der Beziehung zwischen Therapeut und Patient.

Und mein Ekel? Meine Abscheu? Mein Grauen? Ich nehme Zuflucht in der Literatur, die weiß, dass ein Verstehen bestenfalls eine Annäherung sein kann. Bernhard Schlink formuliert es in „Der Vorleser“ (S.201) mit den Worten der KZ-Überlebenden: „Können Sie ihr nicht die Anerkennung ohne die Absolution geben?“, als sie das Erbe ihrer bereuenden Aufseherin teilweise zurückweist. Denn das geschehene Grauen kann niemals akzeptiert werden,

vielleicht aber die handelnde Person. Denn es ist nicht einfach, den Spagat zu halten, die Person anzunehmen, die Tat aber niemals zu verharmlosen. David Becker drückte dies in seinem Klassiker über Therapie mit Folteropfern in dem provokanten Satz aus: „Wer alles versteht, verzeiht alles. Wer alles verzeiht, versteht nichts.“

Michael Schreckeis